

Das lange Exil

Notizen zu Bernard von Brentanos Küsnachter Jahren

Neben *Thomas Mann und Alfred Kerr* gab es noch einen weiteren deutschen Literaten, der während der Hitlerjahre in Küsnacht die lebenserhaltende Zuflucht fand. Es war dies Bernard von Brentano, Schriftsteller und Journalist, von 1934 bis 1949 mit seiner Familie an der Glärnischstrasse 4 wohnhaft.

Wer kennt ihn heute noch? Wird der Name genannt, denkt man unwillkürlich an den Romantiker Clemens Brentano, nicht aber an *Eugen Ludwig Franz Bernhard von Brentano di Tremezzo*, von dem hier die Rede ist und der in seinem Rufnamen Bernhard nicht ohne eine gewisse Allüre das deutsche h strich. Bevor er als 33jähriger nach Küsnacht kam, war er Korrespondent der «Frankfurter Zeitung» in Berlin gewesen und hatte dort vielfache Kontakte zu den heimlichen wie auch den bereits anerkannten Königen der damaligen Literatur gepflegt, zu Gottfried Benn etwa oder zu Bert Brecht, und auch bereits 1932 mit seinem Buch «Der Beginn der Barbarei in Deutschland» eindringlich vor Hitler gewarnt.

Allein das hätte schon genügen müssen, ihn nach der sogenannten Machtergreifung ins Exil zu treiben, aber es gab dazu noch einen weiteren Grund. *Seine Frau war Halbjüdin durch ihre Mutter*, eine geborene Hirsch, und Brentano war hellichtig genug zu wissen, was seiner Familie bevorstand, wenn er im naiven Glauben auf eine baldige Wendung der Dinge in Deutschland hätte ausharren wollen.

Küsnacht bot angenehmen Aufenthalt. Das gemütliche Haus in leicht erhöhter Lage mit Garten und etwas Seesicht war zwar nicht so schick wie die nahe gelegene Villa von Thomas Mann, aber immerhin gut bürgerlich und durchaus geeignet für ungestörte Arbeit. Die Bewohner selbst gaben sich so unauffällig wie möglich. Brentano war knapp mittelgross, schlank, mit goldgefasster Brille, *ein fast zarter Intellektuellentypus*, der stets peinlich korrekt gekleidet ging, unter Bevorzugung von zugeknöpften Zweireihern, und im Freien nie ohne Hut. Er bewegte sich nicht viel anders als ein Schweizer Büroangestellter zu jener Zeit, in welcher der Bürger ganz allgemein auf gewisse äussere Attribute wie Stehkragen oder Handschuhe Wert legte, aber bei diesem Vertreter einer vornehm gewordenen Familie war alles noch eine Spur deutlicher, betonter und auch gekonnter zur Schau gestellt.

Im Gegensatz zu ihm wirkte seine Gattin wesentlich gelöster. Sie war grösser als er, mit markantem Profil, und *für Küsnachter Verhältnisse eher elegant*, wobei sie schwarze Kostüme bevorzugte, und obwohl sie stets sorgfältig frisiert war, zeigte auch sie sich auf der Strasse kaum je ohne Hut. Diese Hüte oder Hütchen waren, wohl zum Schutz der Coiffure, recht knapp bemessen und sasssen hoch über der Frisur, was die Trägerin zu einer sehr aufrechten Haltung nötigte. Ich hatte die beiden oft vor mir, wenn ich von der Bahn kam und dann durch die alte Unterführung hindurch und auf dem jetzt verschwundenen «Rosenwegli» mitten durch das Grün des Alderschen Bauernhofes nach Hause ging. Damals waren Fremde in Küsnacht noch seltene Erscheinungen.

Was nun die etwas freiere Art der Dame betraf, so lässt sich mitteilen, dass sie nicht selten bei der damaligen *Bäckerei Bühler*, dem jetzigen Gebäude des Bankvereins, kurz halt machte und dann mit einem «Mohrenkopf» in der Hand wieder erschien, den sie gleich auf der Strasse neben dem korrekt ihr zur Seite wandelnden Eheherrn verspeiste. Heute würde niemand etwas dabei finden. In der damaligen Zeit aber assen höchstens Kinder oder allenfalls rastende Arbeiter, niemals aber Erwachsene der sogenannten oberen Schichten oder gar Damen wie sie mit einem Hütchen auf dem Kopf auf offener Strasse, und es kam auch nie vor, dass Herr von Brentano sich von seiner Gattin zu einem Biss hätte verführen lassen.

Dabei waren die Brentanos ursprünglich gar nicht so dezent gewesen wie dieser Vertreter der alten Familie. Der *Stammvater des Hauses* kam aus Italien, arbeitete sich in Frankfurt zum reichen Kaufmann empor und heiratete in zweiter Ehe Maximiliane La Roche, eine Jugendfreundin Goethes. Aus dieser Ehe stammte Clemens als ihr bedeutendster Spross, dann auch Bettina, und beide machten *Goethe*, der den Kindern seiner einstigen Freundin ein Leben lang die Treue hielt, allerlei Schwierigkeiten. Der Kummer, welchen Goethe durch ihren Vater erfuhr, war freilich besonderer Art. Der temperamentvolle Italiener, dem die allzu häufigen Besuche des jugendlichen Dichters bei seiner stets schwangeren Gattin auf die Nerven gingen, warf diesen eines Tages kurzerhand aus dem Hause, und diese Erfahrung lieferte Goethe eine der Schlüsselszenen zu seinem «Werther».

Abgesehen von Clemens gab sich die Familie allerdings schon bald möglichst honorig, und als das begehrte «von» vor das wohlklingende Brentano gesetzt werden konnte, war das die Krönung ihrer Bemühungen. Der *Bruder Brentanos war übrigens erster westdeutscher Aussenminister unter Adenauer*.

Die Küsnachter Brentanos nun, wenn man so sagen darf, lebten still und arbeitsam in ihrem neuen Heim. Bei Oprecht erschien 1936 «Theodor Chindler. Roman einer deutschen Familie», bei Werner Classen 1948 der Roman «Die Schwestern Usedom». Dazwischen liegen noch etwa zwölf Titel, darunter ein weiterer Roman, das Essay «Goethe und Marianne von Willemer» sowie ein zwei Folgen umfassendes «Tagebuch mit Büchern». Brentano hatte insofern Glück, als

es ihm auch im Exil nie an Verlagen mangelte, er in viele Sprachen übersetzt und in seinem Selbstverständnis als deutscher Dichter kaum je erschüttert wurde.

Persönlich kam ich erst in seinen letzten Küssnacher Jahren mit ihm in nähere Berührung. Der Krieg war zu Ende gegangen. Bäckermeister Bühner verkaufte seine «Mohrenköpfe» wieder ohne Brotmarken, und die beiden *Söhne Brentanos* waren inzwischen zu Gymnasiasten herangewachsen, die bei den Pfadfindern mitmachten und fast perfekt zürichdeutsch fluchten.

Den älteren der beiden unterrichtete ich kurze Zeit am Gymnasium, und Brentano fand es schicklich, sich ab und zu nach seinen Leistungen zu erkundigen. Diese liessen allerdings nichts zu wünschen übrig, denn der junge Mann war schon als Schüler der typische Intellektuelle, und so wandten sich die Gespräche bald einmal von ihm ab und anderen Themen zu. Ich hatte damals eben meine ersten *Feuilletonbeiträge in der «Neuen Zürcher Zeitung»* veröffentlicht, die Brentano offenbar gelesen hatte und irgendwie bemerkenswert fand. Er erkundigte sich, ob ich bereits einen Verleger habe, wie es mit meinen Kontakten zu Deutschland stehe und ob er mir irgendwie behilflich sein könne.

Ich will nicht behaupten, dass mir dieses Anerbieten nicht schmeichelte, aber gleichzeitig irritierte es mich, denn ich wusste nicht recht, wo er damit hinaus wollte und wie ernst es ihm wirklich war. Irgend etwas warnte mich. Ich antwortete ausweichend und verpasste damit wahrscheinlich nicht einmal viel, denn was ich damals in den Schubladen hatte, würde ich jedenfalls heute nicht mehr veröffentlichen wollen.

Herr von Brentano hatte es aber offensichtlich gut gemeint. Beim überstürzten und für mich überraschenden Abschied von der Schweiz kam er noch einmal darauf zurück und unterstrich sein Anerbieten mit den mir nie aus dem Gedächtnis geschwundenen Worten: «Schliesslich bin ich heute der berühmteste deutsche Schriftsteller nach und neben Thomas Mann.»

Das war vier Jahre nach Kriegsschluss. Lange hatte es so ausgesehen, als ob das Küssnacher Exil zum dauernden Wohnsitz werden könnte, aber jetzt war die Situation bereits so, dass der langjährige Gast sich *mit gemischten Gefühlen von der Schweiz abwandte*. Was war geschehen?

In Deutschland waren die ersten Säuberungswellen verebbt. Mit der landesüblichen Verspätung hielt auch die Schweiz eine gewisse Revision der Asylantenhefte für notwendig. In Küssnacht, das durch allerlei *nationalsozialistische und fröntlerische Umtriebe* von sich reden gemacht hatte, war man nach den Affären um einen Möchtegergauleiter und einen Agenten, der sich durch eine verlorene Aktenmappe selber entlarvt hatte, hellhörig geworden und begann nach weiteren Übeltätern zu fahnden. War nicht auch Brentano zur Zeit der deutschen Triumphe im deutschen Konsulat gesichtet worden? Hatte er nicht auch mit dem schwer belasteten Herrn Ashton freundschaftliche Kontakte gepflegt? Man behauptete, der als Antinazi ausgewiesene Autor des «Beginns der Barbarei in Deutschland»

sei während des Vormarsches in Russland schwach geworden und habe am Endsieg nicht mehr gezweifelt. Verbürgt ist allerdings, dass er diesen Sieg fürchtete, meinte er doch damals einem standhaften Demokraten gegenüber: «Glauben Sie wirklich, dass man noch hoffen kann?»

Den Ausschlag gab schliesslich der *Streit mit dem Zürcher Literaten Manuel Gasser*. Die Herren warfen sich gegenseitig Anpassertum vor. Es kam zur gerichtlichen Auseinandersetzung. Am Abend dieses Tages begegnete ich zufällig in Zürich dem sichtlich verwirrten Professor Fritz Ernst, damals Literaturdozent an beiden Zürcher Hochschulen und Freund Brentanos aus früheren Jahren, der als Zeuge geladen worden war. Er konnte seine Empörung nur mühsam zurückhalten. Dieser Brentano habe ihn hintergangen und schrecklich enttäuscht, sagte er und wandelte kopfschüttelnd weiter.

Auch Brentano war verbittert. Es gibt Zeichen dafür. Ihm musste es vorkommen, als habe die Schweiz, um mit einem Sprichwort zu reden, sich ihm gegenüber päpstlicher als der Papst benommen, und die Rückkehr nach Deutschland schien dies vorerst zu bestätigen. «Die Schwestern Usedom» brachten viel Anerkennung. In guten deutschen Verlagen kamen weitere Werke heraus. Brentano wurde zum Mitglied der «Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung» ernannt. Dann wurde es still um ihn. Er starb 1964 in Wiesbaden.

Wenn man heute, nur 20 Jahre danach, in deutschen Literaturgeschichten nachschlägt, findet man seinen Namen kaum noch. Nicht einmal alle Werke lexikalischer Art führen ihn auf, und selbst die Buchhändler scheinen ihn nicht mehr zu kennen. *Die Zeit ist über ihn hinweggegangen*. Der Literat im eleganten Anzug mit Krawatte und sorgsam zum Stock zusammengedrehtem Regenschirm hat einem Dichtertypus Platz machen müssen, der sich kragenlos, im Arbeiterlook oder bestenfalls in Freizeitbekleidung gefällt und auch in seiner Sprache auf alles andere mehr Wert legt als auf geschliffene Beredsamkeit und dezente Eleganz.

Brentanos Schicksal ist das einer ganzen Generation. Der Zweite Weltkrieg hat sie verschlungen, und was von den Schlachtfeldern zurückkam, ist in der Betriebsamkeit der folgenden Zeit untergegangen. Die nachrückenden Generationen wollten nicht mehr auf jene hören, die für sich in Anspruch nahmen, das Erbe der deutschen Klassik über die Hitlerjahre hinweg gerettet zu haben, sich nun aber selber im Widerspruch zwischen Humanität und Aufbauhektik hoffnungslos verstrickten. Neue Stimmen wurden laut und übertönten die brüchig gewordenen der Väter. Auch in Küsnacht erinnert heute nichts mehr an Bernard von Brentano. Das ist insofern bedauerlich, als alles menschliche Schicksal bemerkenswert bleibt, und wäre es nur als Teil der geschichtlichen Wahrheit.

Hans Guggenbühl